

# Die Frau in der Kirche heute

## Zu einer internationalen Tagung der „Fondazione Ambrosiana Paolo VI“

Bücher und Schriften zur Frauenfrage füllen heutzutage bereits ansehnliche Bücherregale, und auch an Gesprächen und Tagungen darüber herrscht nicht gerade Mangel. Das gilt in Maßen auch für den kirchlichen Bereich. Dennoch gibt es gerade hier noch viele Stimmen, die solche Bemühungen als kapriziöses Unternehmen deklarieren, auf das zumindest ernsthafte Theologie keine Zeit zu verschwenden habe. Dahinter stehen nicht immer Sachgründe, sondern gelegentlich neben bloßer Unkenntnis Emotionen, die ihrerseits Nahrung finden in manchen Übersteigerungen und Ungereimtheiten mehr oder weniger militanter Feministinnen. Seitdem freilich die Statistiker auf den beträchtliche Dimensionen annehmenden Auszug der Frauen aus der Kirche aufmerksam gemacht haben und diese sich dadurch eines ihrer tragenden Pfeiler (wenigstens was die Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen betrifft) beraubt sieht, haben viele Kirchenleute ihr ruhiges Gewissen verloren oder sehen es wenigstens in Frage gestellt. Jedenfalls ist heute ein *beträchtlicher Problemstau* zu konstatieren, der nach Aufarbeitung auf der Ebene von Theorie wie Praxis dringlich verlangt (vgl. HK, Oktober 1977, S. 516–523).

Unter dieser Perspektive hatte die 1976 unter der Inspiration des damaligen Papstes entstandene „Fondazione Ambrosiana Paolo VI“ rund fünfzig Persönlichkeiten aus Philosophie, Theologie und Frauenverbänden aus dem europäischen, amerikanischen und australischen Raum sowie Vertreter der römischen Kongregationen zu einem Symposium über „Die Frau in der Kirche heute“ eingeladen, welches in der Osterwoche 1981 fast vier Tage lang (23.–26. April) in der Villa Cagnola bei Gazzada (Provinz Varese) stattfand. Aus dem deutschen Sprachgebiet waren die Professoren *Wolfgang Beinert* (Regensburg), *Karl Lehmann* (Freiburg/Br.) und *Alois Müller* (Luzern) sowie Frau *Marita Estor* (Bonn) gekommen. Das Patronat hatte Erzbischof *Carlo Maria Martini* von Mailand übernommen, der auch die Eröffnungsansprache hielt. Beim Abschluß konnte er nicht mehr anwesend sein, da am gleichen Tag der Papst in Sotto il Monte und Bergamo seinen ersten Besuch in der Lombardei machte, anlässlich des 100. Geburtstages von Papst Johannes XXIII., der als erster auf die Notwendigkeit hingewiesen hatte, daß sich die Kirche auch auf höchster Ebene mit dem Frauenproblem zu beschäftigen habe. Den Vorsitz führte während der ganzen Zeit Bischof *Carlo Manziana* von Crema; fast ständig nahm auch Weihbischof *Carlo Colombo* (Mailand), einst maßgeblicher theologischer Berater Pauls VI., an den Sitzungen teil. Prof. *Giuseppe Colombo* aus Mai-

land moderierte auf sanfte und großzügige Art die Diskussionen.

Mit dieser Veranstaltung trat die Stiftung erstmals an eine größere internationale Öffentlichkeit. Maßgeblich von den lombardischen Bischöfen getragen, versteht sie sich als „Institut für die Evangelisation und Förderung der Menschen“ mit dem Ziel, durch Verwirklichung der Prinzipien der katholischen Soziallehre den Frieden und Fortschritt der Völker zu fördern. Ihrem Direktor, Prof. *Adriano Caprioli* (Venegono Inferiore), lag daran, im Rahmen dieser allgemeinen Zielsetzung ein gewisses Defizit aufzufüllen, das sich in der Debatte um die Rolle der Frau bemerkbar gemacht hat: Die führenden Stimmen kommen aus dem Lager der Humanwissenschaften; die philosophische und theologische Untersuchung steht dagegen noch ganz am Anfang. Die Tagung sollte diesem Theoriemangel abhelfen. Gleichzeitig wollte sie aber auch durch das Gespräch auf internationaler Ebene dazu beitragen, die unterschiedlichen Mentalitäten zueinander zu vermitteln. Man fühle sich dazu in der Kirche von Mailand besonders berufen, meinte Caprioli in seiner Ansprache beim Abschlußgottesdienst, da sie sich schon seit alters als Brücke zwischen Mittel- und Nordeuropa einerseits und dem Mittelmeerraum andererseits verstehe. Die „Fondazione“ hatte damit ohne Zweifel genau den entscheidenden Punkt der gegenwärtigen innerkirchlichen Problemlage ausgemacht, aber eben deswegen nicht nur den nervus rerum, sondern auch den Nerv der Disputanten getroffen. Also ein großes und nicht unproblematisches Unternehmen. Konnte es gut verlaufen?

Um es vorweg zu sagen: Wer leidenschaftliche Debatten und radikale Forderungen erwartet hatte, war sicher enttäuscht; nicht minder auch, wer am Schluß ein in handfeste Resolutionen zu verpackendes Resultat gewünscht hatte. Natürlich konnte es bei der Themenstellung nicht ausbleiben, daß mit der Frage der *Frauenordination*, vor allem auch in der Stufe des Diakonates, eines der berühmten heißen Eisen in der Kirche angepackt wurde. Aber nicht einmal die engagierten Vertreterinnen des kirchlichen Feminismus unter den anwesenden Damen (gut die Hälfte aller Teilnehmer) sahen darin ein unmittelbares Ziel ihrer Arbeit, solange nicht die weithin noch unerledigten theologischen Vorfragen vom Tisch gebracht seien. Vielmehr herrschte eine ebenso herzliche wie sachliche Atmosphäre, die die Gegensätze, von denen bald die Rede sein muß, nicht verwischte, sie aber doch zu überwinden suchte und unermüdlich nach Konvergenzpunkten fragte. Wenn sie am Ende immerhin am Horizont auf-

tauchten, dann gerade deswegen, weil es den gemeinsamen Bemühungen der Referenten und der Gesprächsteilnehmer gelungen war, die Differenzen klar zu formulieren und dadurch die Stellen sichtbar zu machen, an denen der prospektierte Brückenbau beginnen könnte. Hierin dürfte die Bedeutung des Kongresses liegen – und sie ist folgenreicher als es ein noch so gut verfaßtes „Papier“ hätte sein können. Das freilich gilt nur unter der Voraussetzung, daß die Daten rezipiert werden, die das Unternehmen beigebracht hat.

## Zwischen Symbolismus und Erfahrungsbezogenheit

Die Kirche müsse ein *Ort des Vertrauens und der Hoffnung für die Frau* werden; dann werde diese von selber einen wirksamen Beitrag zur Pastoral leisten – auf diese Formel brachte zu Beginn in einen eindrucksvollen Referat der Erzbischof von Mailand die „Erwartungen des Hirten und die Erwartungen der Frauen“. Damit aber war auch bereits das Problem benannt: Weil die Kirche Männerkirche ist, haben die Frauen der Gegenwart eine äußerst skeptische Haltung ihr gegenüber eingenommen. Um eine Lösung zu finden, hatten die Programmplaner zunächst die philosophische Stellungnahme bemüht. Erst am Abend des zweiten Tages war eine exegetische Erörterung vorgesehen, der noch kirchengeschichtliche Vorträge vorausliefen. Dem Dogmatiker gab man erst ganz am Schluß das Wort. Dadurch ergaben sich im Tagungsverlauf gewisse Irritationen, die erst am Ende mühsam behoben werden konnten. Daß es so kam, war freilich kein bloßes Mißgeschick, sondern entsprach der Konzeption des italienischen oder von Italien her geprägten Denkens, das den essentialistischen Ansatz der Neuscholastik aufzugeben sich noch immer schwer tut und heilsgeschichtliche Perspektiven nach wie vor mit Mißtrauen betrachtet.

So eröffnete der Mailänder Moraltheologe *Giuseppe Angelini* den Reigen der Referate mit dem Vortrag „Theorie und Empirie: Das Paar Mann-Frau vor den neuen Humanwissenschaften“. Anhand der psychoanalytischen Theorien von Freud, Horney und Jung suchte er den individualistischen, empiristischen und gesellschaftskritischen Hintergrund der modernen Frauenfrage aufzurollen, die sich somit als Ergebnis eines therapeutischen Interesses darstellte, welches seinerseits bedingt worden sei durch die Krisis der Aufklärung. Rein negativ gedeutet, wurde sie sehr bald zu einem der Traumata vieler Diskutanten.

Der Moralphilosoph *Virgilio Melchiorre* (Mailand) unternahm dann die eigentliche philosophische Reflexion von einer „Ontologie der Differenz“ aus. Die menschliche Erkenntnis sei stets situationsbezogen und zugleich auf die Transzendenz ausgerichtet. Dem männlichen Geschlecht ordnete er mehr den transzendierenden Part zu, während der Frau eher der rezeptive zukomme, was dann mit Hilfe mythologischer Traditionen belegt werden sollte, die das Weibliche mit den Begriffen Erde oder Haus assoziieren.

Auch dieser mit großem wissenschaftlichem Instrumentarium arbeitende Beitrag gab schon von Anfang an eine weitere Determinante, die den Kongreß ausgiebig beschäftigen sollte: Die „ontologische“ Denkschule sah sich nur unter Einsatz *symbolistischer Elemente* in der Lage, die Spannung zwischen den Geschlechtern in den (Be-)Griff zu bekommen. Sie mußte sich allerdings immer wieder sagen lassen, daß diese Polarität immer dann in das traditionelle Subordinationsschema umzukippen droht, von dem man gerade wegkommen wollte, wenn sie konkretisiert wird. Dahinter stand freilich die sublimale Geschlechtertheologie *H. Urs von Balthasars*, der geladen, aber nicht gekommen war.

Als Schutzpatron einer *Gegenrichtung* profilierte sich der höchst lebendig anwesende Moraltheologe *Jean Marie Aubert* von der Universität Straßburg, der über „Die Frauenfrage in der modernen Kirche und der zeitgenössischen Theologie“ sprach. Für ihn ist sie das *Ergebnis der sozio-kulturellen Revolution*, die durch den Übergang der westlichen Gesellschaft von der Agrarkultur zur technischen Kultur verursacht worden ist. Im Horizont der neuen Lebensverhältnisse, in denen das Patriarchat keinen Raum mehr hat, entwickelt sich ein profiliertes Menschenrechtsdenken, für das Mann und Frau die gleiche Würde haben. Insbesondere machte Aubert auf die folgenden Momente aufmerksam: Durch den Rückgang der Kindersterblichkeit habe sich für die Frau die Funktion der Mutterschaft reduziert; die Verdoppelung der Lebenserwartung schaffe für die Frau eine zweite Existenz, die nicht mehr prokreativ bestimmt ist; durch die Verlagerung der Produktionsstätten aus dem Haus in einen Betrieb und die damit Hand in Hand gehende Urbanisierung sei die Frau vielfach wie der Mann gezwungen, den größten Teil ihrer Zeit außerhalb der Familie zu verbringen; schließlich habe sich durch die Betonung des erotischen und sexuellen Elements die Struktur der Ehe entscheidend gewandelt: Mann und Frau verstünden sich nunmehr als Partner gleichen Rechtes.

Die veränderte Situation verstand der Referent als *Appell an die Kirche*, die als Volk Gottes alle ihre Glieder in ihrer konkreten Situation anzunehmen und ihrer Würde entsprechend ernst zu nehmen habe. Damit war eindrucksvoll der Kontrapunkt gesetzt. Der terminus a quo ist hier nicht mehr eine scheinbar unveränderliche, aus philosophischen und Daten der Offenbarung gespeiste *Theorie*, sondern das *Vorfindliche*. Erst wenn man es akzeptiere als Faktum und dann auf seine Fundamente und Entwicklungsmöglichkeiten untersuche, könne man es in Konfrontation mit der Offenbarung bringen, die dann freilich ihrerseits selbst wieder auf ihre historischen Bedingtheiten untersucht werden müsse, beispielsweise bei der Antithetik der paulinischen Theologie der Frau in 1 Kor und in Gal 3, 28. Fortan bewegte sich die Diskussion prinzipiell in den eben hier angedeuteten Bahnen als Gespräch zwischen zwei Weltansichten, die gegenwärtig in der Kirche nicht nur in dieser Thematik, sondern allenthalben aufeinanderstoßen. A limine hatte sich das Kongreßthema als

*Sonderfall eines Richtungsstreites* entpuppt, der in ähnlicher Weise auf allen theologisch und anthropologisch relevanten Gebieten ausgetragen wird. Solange er nicht beigelegt ist, das folgt daraus zwingend, kann auch die Frauenfrage nicht befriedigend beantwortet werden.

## Differenzen beim Rückblick auf die Geschichte

Der zweite Kongreßtag war der *historischen* und der *bibeltheologischen* Fragestellung gewidmet. Der Löwener Mediävist *Joseph de Smet* gab einen Überblick über „Die Frauen der Kirche im 11.–13. Jahrhundert“, der anhand interessanter Belege zwar deutlich machte, daß die wesentlichen Probleme bereits damals vorhanden waren, bis hin zum ersten Versuch eines Feminismus in der Beginnenbewegung am Ausgang des 12. Jahrhunderts, daß aber eine vorwiegend männlich geprägte Welt und eine das asketische Ideal der Jungfräulichkeit betonende Kirche eine echte Lösung nicht in den Blick der Zeit geraten ließen. Höchst engagiert war der Vortrag der Osloer Philosophin und Feministin *Kari Elisabeth Børresen* „Die theologische Anthropologie bei Augustinus und Thomas von Aquin und ihr Einfluß auf die Mann-Frau-Beziehung in der gegenwärtigen Kirche“. In der Tat haben diese großen Theologen die wichtigen Grundzüge des herkömmlichen Denkens in der Kirche vorgegeben. Die Referentin verstand zu zeigen, daß die von ihnen vertretene *Subordinationstheorie* in ihrem Menschenbild begründet ist: Sie sehen die Gottebenbildlichkeit des Menschen in der Seele, nicht im sexuell geprägten Leib; im leiblichen Bereich aber besitzt der Mann deutliche Prävalenz, so daß die Gottebenbildlichkeit der Frau nicht in ihrem Frausein, sondern lediglich in ihrer Beseeltheit liege. Der Mann aber bleibt nach Thomas „mulieris principium et finis“. Letzten Endes wird Gott hier andromorph gedacht. Am deutlichsten zeige sich dies in der Reservierung der Weihen für das männliche Geschlecht. Børresen gestand Augustinus und Thomas zu, daß sie nach bestem Wissen Schrift auslegen wollten, doch forderte sie ein konsequent *anthropozentrisches* statt eines nur *androzentrischen* Denkens; dann aber erwiesen sich auch die biblischen Symbolismen als inadäquat in der vollkommen andersgearteten modernen Gesellschaft.

Damit war das Stichwort für die *Exegese* gefallen. Mit Spannung erwartete man die Ausführungen des am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom lehrenden Neutestamentlers *Ignace de la Potterie SI* über „Die Frau und das Geheimnis der Kirche. Hermeneutische Prinzipien für die Interpretation des biblischen Frauenbildes“. Titel und ausgeteiltes Arbeitspapier hätten warnen können: „Dieser Vortrag“, hieß es da, „ist nicht auf der exegetischen Ebene angesiedelt (Erörterung von Einzeltexten), sondern hermeneutisch: Er will sich in mehr synthetischer Weise der Grundfrage des Geheimnisses von Mann und Frau nach biblischer Sicht nähern“. In souveräner Rückweisung der historisch-kritischen Methode unternahm de la Potterie den Versuch, auf dem Hintergrund der biblischen Kate-

gorie des Bundes eine symbolistisch eingefärbte Interpretation des sehr statisch vorgestellten Wesens von Mann und Frau zu liefern. „Interpretation hat ontologischen Charakter: Jenseits der Variationen der verschiedenen sozio-kulturellen und historischen Kontexte sucht sie wieder das Ursprüngliche, die Wahrheit zu treffen“.

Dementsprechend wurde dann jeder Versuch, die Daten im geschichtlichen Kontext zu deuten, als Ausgeburt des Historismus und Empirismus verurteilt – Schlagworte, die sich neuerdings wieder großer Beliebtheit erfreuen. Munter wurden sie denn auch als Waffen gegen alle die gebraucht, die die Frage zu stellen wagten, ob denn nicht diese Auffassung selber der Reflex bestimmter sozio-kultureller Verhältnisse sein könnte. Denn was der Referent in der Hl. Schrift fand, das entsprach merkwürdigerweise genau der alten These von der ontologischen Minderstellung der Frau, die nur unterbaut wurde, indem man ihr die biblischen Begriffe der Mütterlichkeit, Bräutlichkeit und Jungfräulichkeit unbesehen zuordnete und allenfalls laut werdenden Protest mit dem Hinweis auf Maria erstickte, die doch alle diese Dimensionen ideal ausgefüllt habe. Dem männlichen Geschlecht ist dann über Petrus und Christus der unmittelbare Zugang zu Gott reserviert. Damit ist auch das *Ordinationsproblem* ein für allemal vom Tisch. Die Aufgabe der Frauen in der Kirche, wie immer so auch heute, ist dann klar vorgegeben: Sie habe der Kirche ihr weiblich-mütterlich-liebendes, kurz ihr marianisches Gesicht wiederzugeben.

Das erscheint in sich kohärent. Nur blieben aus dieser Darstellung alle Texte ausgeblendet, die damit nicht harmonisieren: der Galaterbrief, das Magnifikat, die Tatsache der Berufung von Frauen als Erstzeugen der Auferstehung und „Apostolinnen der Apostel“ und dergleichen. Noch einmal wurde hier deutlich, daß die Frauenfrage in der Kirche offenbar ein *Detailproblem* darstellt, das aus dem *gesamttheologischen Kontext* zu reflektieren ist: Im Hintergrund steht die Relation von *Offenbarung und Geschichte*. Ist Offenbarung die ewige Wahrheit in allgemein gültiger Formulierung, so ist auch diese selber von der je kontingenten Geschichte als solche zu akzeptieren. Ein wirkliches Eindringen der Offenbarung in die Geschichte aber ist nicht mehr vorstellbar; die Offenbarung bleibt ihr äußerlich. Es versteht sich, daß eine wirkliche Auseinandersetzung mit den neuen Fragen nicht statthaben kann.

## Die Frau in der kirchlichen Gegenwartssituation

Dennoch durfte man de la Potterie sehr zu Dank verpflichtet sein, hatte er doch mit gallischer Klarheit die Positionen des traditionellen Denkens umrissen. Es mußte dann allerdings wie ein Wechselbad wirken, als die Arbeit des dritten Tages von der Spanierin *Maria Pilar Bellosillo*, der ehemaligen Präsidentin der Weltorganisation der katholischen Frauen (UMOFK), mit einem Vortrag eröffnet wurde, dessen Titel bereits ein Programm war: „Die Teilnahme der Frau am kirchlichen Leben heute: pastorale

Prioritäten“. Nur am Rande lieferte sie die notwendigen Klarstellungen zu den Behauptungen ihres Vorredners: Sehr wohl habe es weibliche Apostel und Diakonissen in der alten Kirche gegeben; sehr wohl kenne auch die Bibel eine dem Mann gleiche Würde für die Frau. Das Kernstück des Referates stellte die *Möglichkeit der Beteiligung der Frau* in der kritischen kirchlichen Gegenwartssituation heraus. Ausgehend vom kommunionalen Kirchenbild des II. Vatikanischen Konzils, forderte die Rednerin eine entschiedene Zuwendung der Kirche zu ihrer missionarischen und evangelisatorischen Aufgabe, die sich heute vor allem als Option für die Armen darstellen müsse. Die Frage nach der Weihe für die Frau erschien unter diesem Aspekt *sekundär*. Zwar könne man nicht von einer negativen Tradition sprechen, weil die gegenwärtige Fragestellung nie vorher in der Geschichte existiert habe, und auch das römische Dokument „*Inter insigniores*“ (vgl. HK, März 1977, 151–157) sei nicht in der Lage, die Zukunft zu präjudizieren, doch müsse man die Frauen erst einmal fragen, ob sie sich einfach ohne weiteres und möglicherweise noch als Ersatz für fehlende männliche Priester in die klerikalisierte Kirche einpassen wollten. Es gehe vielmehr um die *Treue zur Ekklesiologie des letzten Konzils* und damit darum, die Idee der Kirche als Volk Gottes endlich zu realisieren. Dann fielen alle Grundlagen für eine Diskriminierung des weiblichen Geschlechtes von selber weg. Frau Bellosillo gelang es, in ihrer reifen und gelassenen Darstellung das Auditorium wieder an die tatsächliche Situation zu erinnern, die es eigentlich zusammengeführt hatte.

Man konnte es nur begrüßen, daß die Veranstalter in ihr Programm einen Beitrag aufgenommen hatten, der sich mit der *geistlichen Identität der Ordensfrau* in der gegenwärtigen Kirche befassen sollte. Es war der Salesianerin *Maria Pia Giudici* (Rom) anvertraut worden. Sie sah in der Virginität der Frau vor allem eine Befreiung und eine Intensivierung der weiblichen Liebesfähigkeit und „eine unmittelbare Weise der Verwirklichung der Gottebenbildlichkeit“. Das Ordensleben ist dann für sie nach wie vor der „Stand der Vollkommenheit“, die von Frau Bellosillo beklagte Unkenntnis der Theologie des II. Vatikanums konnte nicht prägnanter unter Beweis gestellt werden: Dieses hatte bewußt diese Redeweise ausgeschlossen. So verdienstlich das Bemühen war, die in Vergessenheit geratenden Werte der christlichen Jungfräulichkeit ins Licht gehoben zu haben, so unwirksam mußte es dann doch bleiben, als schließlich am Ende alles wieder nach bewährtem dualistischem Schema aufgeteilt wurde, diesmal unter Anlehnung an P. Evdokimov: der Mann sei christophorisch, die Frau pneumatophorisch und somit auf den Part der Kontemplation und der mütterlichen Opferbereitschaft allein verwiesen.

*Giovanni Moiola*, Professor für geistliche Theologie an der Theologischen Fakultät Norditaliens in Mailand, unternahm es, die *geistliche Bedeutung der Frauenfrage* zu erörtern („Die Rolle der Frau und die christliche Spiritualität“). Dazu müsse man, führte er aus, die Frau in ihrer Weiblichkeit ernst nehmen; das aber impliziere eine ei-

genständige weibliche Spiritualität. An verschiedenen Beispielen (Thema der Maria Magdalena im Mittelalter, Theresia von Avila, Marie de l'Incarnation u. a.) sollte deutlich werden, daß die geistliche Kondition der Geschlechter grundlegend gleich ist. Die Konkretisierung dieser Erkenntnis habe dann von der Christologie und Anthropologie aus zu erfolgen.

## Auf der Suche nach Konvergenzpunkten

Das letzte und wohl auch am gründlichsten durchdachte Referat hielt der Freiburger Dogmatiker *Karl Lehmann* zum Thema „Die Stellung der Frau als Problem der theologischen Anthropologie“. Er wies zunächst auf die Inkonvenienzen der herkömmlichen Lösungsmodelle (Subordinationsmodell, Polaritätsmodell, Modell der abstrakten Gleichheit) hin. Eine Analyse der Schöpfungsrealität zeige die grundlegende und unaufhebbare *Unterschiedlichkeit* der beiden Geschlechter, die aber auf der Ebene der *Personalität* gleichen Rechtes und gleicher Wertigkeit seien. So sei die Frau Person auf der Ebene des Weiblichen, nicht minder, aber wohl anders als der Mann. Damit aber erscheint sie als ursprünglicher Schöpfungsgedanke Gottes; sie ist somit dem Manne Vor-Gabe. Die Personalität aber transzendiere alle Rollen (Mutter, Jungfrau, Freundin, Braut): Person ist stets unmittelbar zu Gott. Die vorsichtig-sorgsame Analyse Lehmanns stieß allerdings weitgehend auf Unverständnis bei den Vertretern des essentialistischen Denkens; sie erschien ihnen zu wenig theologisch, da zu wenig praktisch ummünzbar in eine Zuweisung von Rollen, an der man nach wie vor festhalten wollte.

So hielten sich die Gegensätzlichkeiten bis zum Schluß durch. Am letzten Tag suchte man dann nach Vermittlung. Moderator *Giuseppe Colombo* bot eine symmetrische Lösung an: Im Grunde stünden sich eine ontologische und eine historisch-funktionale Position gegenüber, scheinbar konträr, in Wirklichkeit aber doch beide aus dem gleichen Quell gespeist; schließlich sei die zweite auch nur „Ontologie im Vollzug“. *Alois Müller* verwahrte sich in einem Diskussionsbeitrag gegen eine zu eilige Harmonisierung. Nach ihm zeigten sich Parallelen zur Christologie, in der es bekanntlich eine Analyse „von oben“ und „von unten“ gebe. So suche die eine Position deduktiv von einer ungeschichtlich verstandenen Offenbarung her die Situation zu bewältigen, die andere induktiv aus der Erfahrungswirklichkeit zur Generalisation zu kommen. Damit aber bliebe sie immerhin offen für neue Erfahrungen. Aber ist dann noch echte Versöhnung möglich?

Möglicherweise ist es angebrachter, von *konvergierenden Linien* zu sprechen. Grundlegend kommen beide Positionen darin überein, daß sie von bestimmten anthropologischen Erfahrungen ausgehen, die in sich nicht falsch, wohl aber unzulänglich sind, da je innerhalb des histori-

schen Kontextes und seiner Interpretation der evangelischen Botschaft begründet. So müßte wohl zuerst versucht werden, die Interpretationen wieder auf die Daten näher hinzuordnen, die ebenso die Unterschiedlichkeit wie die Identität der menschlichen Geschlechtlichkeit zeigen. An dieser Stelle wird allerdings unübersehbar, daß eine echte „Schleifung der Bastionen“, von denen der junge H. Urs von Balthasar einmal gesprochen hatte, noch immer aussteht. Nicht von Mentalitäten aus, sondern nur von einer ständigen Hinordnung auf den aus der

göttlichen Liebe inspirierten Humanismus der Bibel wird die personale Gleichwertigkeit der beiden Geschlechter in ihrer Unterschiedlichkeit für die Kirche von heute und für neues geistliches Leben in ihr fruchtbar gemacht werden. Diese Aufgabe aber ist noch kaum in Angriff genommen. Das Symposium von Gazzada hat darum zwar noch keine Brücken fabrizieren können, aber es hat durch seine Vermittlung klärend in Richtung auf weitere Schritte gewirkt. Ein gewisses Fundament ist gelegt, auf dem man aufbauen sollte.

Wolfgang Beinert

## Sport und Religion

### Zu einem sporthistorischen Kongreß in Lissabon

Vom 5. bis 9. April 1981 beschäftigten sich die einhundert Sporthistoriker aus 24 Ländern mit dem Thema „Sport und Religion“ auf einem Kongreß, den die Internationale Gesellschaft für Geschichte der Leibeserziehung und des Sports (HISPA) in Lissabon veranstaltete. In seinem Eröffnungsreferat legte der Würzburger Sportwissenschaftler, Prof. Franz Lotz, das Verhältnis von Kirche und Sport in den vergangenen 30 Jahren dar aus seiner Kenntnis als langjähriger Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates des Deutschen Sportbundes und als Mitglied des Kontaktausschusses von „Kirche und Sport“ auf Bundesebene. Lotz machte dabei deutlich, daß gegenwärtig in keinem Lande eine derartig intensive und gute Zusammenarbeit zwischen kirchlichen und sportlichen Verbänden möglich ist wie in der Bundesrepublik Deutschland.

### Leistungssport ohne kultische Bezüge?

Das *Verhältnis von Sport und Religion* ist in einem sehr weit gesteckten Rahmen zu sehen, der sich durch alle Religionen zieht. Historische und gesellschaftliche, kulturelle und liturgische Einflüsse kennzeichnen diese Verbindungen. In Lissabon versuchten die Sportwissenschaftler diese Thematik aus den verschiedenen Perspektiven zu entwickeln entsprechend der religiösen Grundeinstellung, der Glaubensüberzeugung und des spezifischen Forschungsansatzes. Fundamentale Aussagen lassen sich bei dieser Vielfalt kaum einbringen, jedoch ist bereits die wissenschaftliche Mitarbeit an einem solchen Thema bemerkenswert. Christlich orientierte Wissenschaftler hatten auf dem Kongreß nicht immer einen leichten Stand gegenüber den Argumentationen materialistischer, ideologischer oder angeblich neutraler Positionen. Die Vielfalt der Aussagen wurde dokumentiert in den Beiträgen shintoistischer, hinduistischer, islamischer und jüdischer Sportwissenschaftler. Bezüglich der These vom kultischen Ursprung von Spiel und Sport gab man sich sehr zurückhaltend. Auf diesem Gebiet war man früher in der

Forschung wohl zu idealistisch eingestellt, doch lassen sich bestimmte Verbindungen im Ursprung der Olympischen Spiele der Antike, in der volkstümlichen Paraliturgie des Mittelalters sowie in anderen Religionen (z. B. in der Kunst des Bogenschießens in Japan) und in Naturreligionen nachweisen.

Einigkeit bestand bei den Sporthistorikern darüber, daß der moderne Sport, besonders der Hochleistungssport und die Olympischen Spiele *keinerlei religiöse oder kultische Bezüge* aufweisen. Dies machte vor allem das Referat von Roland Renson von der Katholischen Universität Leuven deutlich. Vielmehr sei der moderne Sport – wie es gerade der Profifußball zeige – eine Art „Ersatzreligion“ geworden, der Menschen in Faszination versetzen kann, wie es einst die Religionen beziehungsweise kirchliche Einrichtungen vermochten, echte religiöse Begeisterung besonders bei der Jugend zu entfachen. Die Sporthistoriker sahen das Schwinden religiöser Werte und Ziele vor allem darin begründet, daß die großen Weltreligionen heute in der fortschreitenden Säkularisierung und in rein rationalen oder auch sozialen Fragestellungen dem Verlangen nach mehr ganzheitlicher Betätigung der Menschen zu wenig Rechnung tragen. Diesen ganzheitlichen Bezug könnten die jungen Menschen aber immer noch in Spiel und Sport finden. Andererseits aber mußte auch der Versuch Pierre de Coubertins, eine „*religio athletae*“ zu begründen, scheitern, weil der moderne Sport und die Olympischen Spiele keine transzendente Bezüge aufweisen können, wie der Göttinger Sporthistoriker *Arnd Krüger* aufwies. Der Sportler ist als Christ, ist als Buddhist, als Jude oder Mohammedaner religiös, nicht aber als Sportler per se.

Neben diesen mehr prinzipiellen Erwägungen zum Verhältnis von Sport und Religion fanden auch *Einzelbeiträge* zu bestimmten sporthistorischen Forschungen Interesse. So berichtete zum Beispiel der Bonner Sportwissenschaftler *H. Bernett* über den Natur- und Nacktkult bestimmter Gymnastikschulen, die bereits seit der Jahrhundertwende die Grundlage für eine unselige „Blut- und Boden-Ideolo-